

Rezensionen und Referate.

Psychologie.

Die Handschriftenbeurteilung. Von G. Schneidemühl (Aus Natur und Geisteswelt 514). Leipzig 1916, Teubner.

Der Vf. beklagt es, dass „bis in die Gegenwart in den weitesten Kreisen der Gebildeten die Meinung verbreitet ist, bei der Verwertung der Handschrift als Charakterspiegel handle es sich vorwiegend um eine Spielerei“. Er glaubt aber wissenschaftlich dartun zu können, „dass es sich keineswegs um ein ungezügelttes Spiel der Phantasie, sondern um ernste Wissenschaft handelt, die man also ohne gründliche Vorübung nicht ausüben, sondern erst nach sorgfältiger Vorbereitung und nach jahrelangen Erfahrungen praktisch verwerten kann“. Dazu ist eine grosse Vertrautheit mit der Psychologie und Physiologie der Handschrift erforderlich, in welche der Vf. in vorliegender Schrift einführen will. Hierzu war er als Professor der vergleichenden Pathologie an der Universität Kiel wie wenige vor ihm befähigt; denn seit 34 Jahren mit wissenschaftlichen und praktischen Studien über die Handschriftenbeurteilung beschäftigt, hat er über 100 000 Briefe auf ihre Eigenheiten untersucht und in Hunderten von Fällen das Urteil auf Richtigkeit oder Fehler mittelbar oder unmittelbar prüfen können. In einem grösseren Werke „Handschrift und Charakter“¹⁾ hat er die Ergebnisse seiner Studien zum ersten Male veröffentlicht; diese kleinere Schrift, für alle Gebildete berechnet, will nur im allgemeinen über das Wesen und einige Grundtatsachen der Handschriftenbeurteilung unterrichten. Doch sind einzelne Abschnitte, wie z. B. über Verbrecherhandschriften, hier zum ersten Male auf Grund umfangreicher Studien aus der jüngsten Zeit dargestellt, andere, wie die Handschriftenvergleichung, mit Rücksicht auf ihre grosse allgemeine Bedeutung eingehender erörtert worden.

Dass man namentlich in Deutschland noch so skeptisch der jungen Wissenschaft gegenübersteht, hat sehr verschiedene Gründe. Einmal fehlte es bis jetzt an einem gründlichen wissenschaftlichen Werke, nur zahlreiche kleinere und grössere Schriften über „Graphologie“, „Menschenkenntnis“ u. dgl., oft nur Auszüge aus französischen Werken, namentlich des be-

¹⁾ Leipzig 1911.

kanntesten Graphologen, des Abbé Michon, machten sich breit, während die auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage verfasste Schrift Preyers „Zur Psychologie des Schreibens“ keinen durchschlagenden Erfolg erzielte. Manche Schriften boten nur eine kurze Zusammenstellung von „Zeichendeutungen“, deren Verfassern die nötige Vorbildung fehlte, noch mehr aber eine hinreichende Erfahrung. Diese ist so wichtig, dass zuweilen nicht wissenschaftlich geschulte Personen auf rein empirischem Wege manches zur Förderung der Handschriftenbeurteilung beitragen konnten, während selbst akademisch vorgebildete Personen, ohne die empirische Kenntnis, durch gedankenlose Vorträge weite Kreise irre führen. Dagegen begründet der Vf. den Zusammenhang der Handschrift mit dem Charakter psychologisch und physiologisch.

Dass die Eigenschaften der Handschrift tatsächlich nicht als etwas Zufälliges anzusehen, sondern als auf Grund bestimmter Charaktereigenschaften des betreffenden Individuums entstanden zu betrachten sind, lehren einige auch dem Laien ohne weiteres einleuchtende Tatsachen.

Zunächst ist hervorzuheben: so viele Millionen schreibender Menschen vorhanden sind, so viele verschiedene Handschriften gibt es auch. So wenig man zwei Menschen finden wird, die in ihrer gesamten Charakteranlage einander vollkommen gleich sind, so wenig gibt es zwei vollkommen „zum Verwechseln“ gleiche Handschriften. Deshalb ist auch die Behauptung unrichtig, man schreibe wie man in der Schule angeleitet sei. Man kann bei der Durchsicht von Heften der höheren Klassen einer Schule, ja schon bei acht- und neunjährigen Knaben die Verschiedenheit der Handschrift feststellen. Gleichwohl haben alle von demselben Lehrer Schreibunterricht erhalten. Zuweilen hört man auch als Einwand gegen die Lehre der Handschriftbeurteilung, dass viele Menschen auf derselben Seite eines Briefes die Handschrift öfters verändern, folglich könne eine solche Handschrift nicht für die Charakterermittlung verwendet werden. Dieser Einwand ist nur scheinbar richtig, denn auch die Handschrift solcher Personen, welche sich angeblich häufig verändert, enthält doch stets besondere, immer wiederkehrende Merkmale, die dieser scheinbar sehr veränderlichen Schrift ihre Eigenart aufprägen und sie dadurch eben von anderen unterscheiden. Eben der Umstand, dass jemand seine Handschrift leicht verändert, ist eine weitere wichtige Tatsache für die Ermittlung bestimmter Eigenschaften seines inneren Wesens.

Viel bemerkenswerter für den Beweis der Unabhängigkeit der Handschrift von der Anleitung in der Schule ist folgende Tatsache. Versuchen Menschen, die niemals gelernt haben, mit der linken Hand zu schreiben, mit der linken Hand von rechts nach links und mit der rechten gleichzeitig von links nach rechts zu schreiben, so werden sie zu dem unerwarteten Ergebnis kommen, dass mit der linken Hand eine Spiegelschrift entstanden ist, welche der erlernten, gewöhnlichen Handschrift vollkommen gleicht. Schreibt man ferner z. B. mit der Fusspitze oder mit der Ferse auf einen mit einer Sandschicht bedeckten Boden, oder schreibt man mit der Fusspitze, an der ein Stück Kreide befestigt ist, auf den Fussboden, so sieht man, dass die Merkmale der mit der rechten Hand gelieferten Handschrift bestehen bleiben

und ohne Schwierigkeiten wieder erkannt werden können. Menschen, die den rechten Arm oder die rechte Hand eingebüsst haben und nun gezwungen sind, mit der linken Hand zu schreiben, beobachten zu ihrer Verwunderung, dass die Handschrift der linken der früher mit der rechten Hand angefertigten vollkommen gleich ist. Dies kann man gegenwärtig bei den in der erwähnten Art Kriegsverletzten regelmässig feststellen.

Bemerkenswert ist in dieser Beziehung auch der nachfolgende, in der Literatur mitgeteilte Fall.

Ein Bauer zeichnete mit einem Stück Holz dem Nachbarn in die Saat in grossen Umrissen das Wort „Geizhals“ und streute Kornblumensamen in die Spur. Im Sommer wuchs das Wort deutlich heraus. Der vom Beleidigten gezogene Sachverständige liess die Schriftzüge photographieren; sie stimmten mit der Handschrift des feindlichen Nachbarn vollständig überein. Endlich sei auch noch auf die bemerkenswerte Veränderung der Schrift Hypnotisierter hingewiesen, die sich zeigt, je nach dem Charakter, der den Hypnotisierten im Zustande der Hypnose eingeredet wird. Allerdings geht bei den Versuchspersonen der eigentümliche Charakter ihrer Handschrift nicht ganz verloren.

Die vorgenannten Tatsachen zwingen nun zu der Schlussfolgerung, dass die Eigenart einer Handschrift weder allein vom anatomischen Bau der Hand, noch von der Beschaffenheit der Schreibmaterialien, noch von dem Schreiblehrer abhängig ist, sondern in der Hauptsache von zentralen Gebieten aus, das heisst vom Gehirn bestimmt wird. Mit dieser Tatsache steht auch die weitere im Einklang, dass selbst nur leichte Störungen der Gehirntätigkeit (z. B. psychische Erregungen) auch auf die Handschrift verändernd einwirken. Es lehren dies u. a. auch die bemerkenswerten Veränderungen der Schrift vieler Geisteskranken.

Die wissenschaftlichen Grundsätze für die Lehre der Handschriftbeurteilung müssen demnach in erster Linie aus der Physiologie des Zentralnervensystems im Verein mit psychologischen Ueberlegungen gewonnen werden. Mit philosophischen Spekulationen, die zuweilen von einzelnen Personen der Handschriftbeurteilung als Mäntelchen umgehängt werden, ist in der Sache nichts zu erreichen, sondern nur Verwirrung zu bewirken.

Die für die Handschriftbeurteilung in Betracht kommenden Vorgänge der Gehirntätigkeit werden allgemein als die seelischen bezeichnet. Die hier wichtigen (psychischen) Funktionen des Grosshirns, welche ihren Sitz in den beiden Halbkugeln des Grosshirns haben, zeigen sich in dem Vorgang des Denkens, Empfindens (Fühlens) und Wollens. Man kann ferner als feststehend bezeichnen, dass, soweit sich die seelischen Vorgänge und Zustände des Menschen nach aussen offenbaren, dies durch Willensakte geschieht, welche durch Bewegungen erkennbar werden. Geistiges können wir nicht unmittelbar beobachten, sondern nur seine körperlichen Spiegelbilder. Sind aber die Willensäusserungen als das Ergebnis, als die reflektorischen Folgen der sich stetig abspielenden Vorgänge des Denkens und Empfindens zu betrachten, so wird man durch jene auch das Charakteristische des einzelnen Menschen ermitteln können. Es werden demnach die Bewegungen des Gesichtsausdruckes beim Sprechen, beim Gehen und schliesslich auch die Schreibbewegungen für die Ermittlung der Art der Willensakte und der diesen zu grunde liegenden Vorgänge des Empfindens und Denkens Verwertung finden können.

Weil nun diese Bewegungserscheinungen Vorgänge sind, die durch das Gehirn eingeleitet werden, muss es auch für die Verwertung der Schreibbewegung gleichgültig sein, ob sie mit der Hand, mit dem Munde, mit dem Fusse usw. ausgeführt sind. Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung kann man durch die erwähnten Versuche leicht feststellen. Ist es nun aber als erwiesen anzusehen, dass, soweit sich seelische Vorgänge und Zustände des Menschen überhaupt nach aussen zeigen, sie durch Willensakte, welche durch Bewegungen erkennbar werden, sich offenbaren, so wird die Schreibbewegung ein besonderes Feld für ihre Betätigung bilden, weil die zum Schreiben erforderlichen Bewegungen der feinsten Abstufung fähig sind, und darin vielleicht die verwickelten, beim Sprechen ausgeführten Zungenbewegungen übertreffen. Es kann demnach für die Lehre von der Handschriftenbeurteilung jedes Häkchen, jeder Strich, jede wellige Biegung der Schrift, soweit sie regelmässig wiederkehren, eine psychologische Bedeutung haben.

Ist nun auch zuzugeben, dass die Psychologie bisher noch nicht in vielen Fällen den ursächlichen Zusammenhang zwischen seelischen Tätigkeiten und organischen physischen Gehirnzuständen hat erbringen können, so ist doch das Nebeneinandergehen dieser Erscheinungen bewiesen. Geiz, Verschwendung, Rücksichtslosigkeit, Freundlichkeit, freudige und traurige Gemütszustände, Charakterstärke, Charakterschwäche usw. werden sich in der Schriftbewegung widerspiegeln können. Es ist ferner durch die tägliche Beobachtung erwiesen, dass dem Schreibenden viele Eigenheiten seiner Schrift, während er schreibt, nicht zum Bewusstsein zu kommen brauchen, obwohl man diese Eigenschaften am fertig geschriebenen Briefe ohne weiteres erkennen kann. In der Tat verläuft im Gehirn eine Menge von Vorgängen unter der Schwelle des Bewusstseins, welche bei jedem natürlichen und namentlich bei jedem eiligen Schreiben diesem ihr individuelles Gepräge verleihen, indem sie auf die Gestalt der geschriebenen Zeichen, ihre Anordnung, Grösse usw. einwirken.

So kann z. B. ein Künstler, ein talentvoller Maler oder Bildhauer, welcher an schönen Formen und Linien Interesse und Gefallen findet, in der Regel auch beim Schreiben unwillkürlich schöne Buchstaben ziehen, so dass man mit Recht aus gut geformten grossen Buchstaben in Briefen auch auf Schönheitsinn, Formensinn u. dergl. des Verfassers zu schliessen pflegt. Menschen, die an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt sind, werden auch bei der Anlage eines Briefes, bei der Art des Schreibens diese Eigenschaften erkennen lassen. Alle Buchstaben werden deutlich, einfach und vollständig sein; die Interpunktion wird richtig ausgeführt, der Raum richtig verteilt erscheinen. Anfang und Ende des Briefes werden mit gleicher Regelmässigkeit geschrieben sein. Wer sparsam ist mit seinem Gelde, mit dem Verbrauch der zum Leben unumgänglich notwendigen Gegenstände sehr haushälterisch umzugehen sich genötigt glaubt, wird diese Vorstellungen, von der Art zu leben, unwillkürlich auch beim Schreiben wiedergeben. Abgesehen davon, dass er den Raum des Papiers nach Möglichkeit ausnutzen wird, sieht man in seiner Schrift Buchstaben, Wörter und Zeilen selbst dann ganz nahe zusammengedrängt, wenn Raum für eine mehr verteilte Schrift noch genügend vorhanden wäre. Beim mehr oder weniger freigebigen Menschen wird man die entgegengesetzten Erscheinungen beobachten. Es werden weniger Worte in der Zeile, weniger Zeilen in der

Seite und auch eine nachlässige Interpunktion nachzuweisen sein. Personen, die sich längere Zeit in trüber Gemütsstimmung befinden, werden beim Schreiben unwillkürlich nach abwärts gerichtete Buchstaben, Worte und Zeilen bilden, während freudige, hoffnungsvolle Stimmung die aufwärts gerichteten Zeilen hervorzurufen pflegt. Zur Erklärung mag in diesem Falle nur an das Verhalten der kleinen Kinder erinnert sein, die noch nicht imstande sind zu heucheln und nachzuahmen. Jede freudige Erregung pflegt mit einer Bewegung nach oben verbunden zu sein, während Enttäuschung, Betrübniß, Verstimmung mit abwärts gerichteten Bewegungen verbunden ist. Auch der Niedergeschlagene schlägt die Augen nieder. Dieser Gegensatz in den Bewegungen des Heiteren, Unternehmungslustigen und des Traurigen, Mutlosen spricht sich, wie erwähnt, durch das Ansteigen der Zeilen bei Optimisten und durch ihr Abfallen bei Pessimisten deutlich aus, ohne dass sie sich Rechenschaft geben, ja ohne dass sie es in vielen Fällen überhaupt wissen.

Nicht alle Charaktereigenschaften machen sich natürlich in der Schrift bemerkbar und sind nicht ohne weiteres, oder in manchen Fällen erst durch Kombination und Analogieschlüsse erkennbar und zu vermuten. Auf die Schwierigkeit, einzelne Charaktereigenschaften (z. B. Neid) aus Handlungen, Gebärden und Ausdrucksbewegungen zu erkennen, hat schon Darwin aufmerksam gemacht.

Das Schreibbild entspringt demnach aus den durch unser Denken, Empfinden und Wollen entstandenen Vorstellungen und den daraus sich ergebenden Bewegungen. Dabei können die Vorstellungen wieder durch die Reste früherer Sinneseindrücke, Empfindungen und Gefühle beeinflusst werden. Oder sie können vermöge der materiellen Beeinflussung der betreffenden Nervenzellen der Grosshirnrinde, durch Anpassung, durch Vererbung, Erziehung und Selbsterziehung teils überhaupt nicht, teils nur in bestimmter Richtung aufkommen. So wird z. B. eine Familie, deren Angehörige und Ahnen sich durch vornehme Denk- und Handlungsweise auszeichneten, bei denen verständiges Handeln zu den Ueberlieferungen des Hauses gehörte und die Vorstellung eines hässlichen, verabscheuungswürdigen Verhaltens nicht aufkommen kann, auch in der Schrift ihrer einzelnen oder doch der meisten Mitglieder keine Merkmale dieser Art erkennen lassen. Ein pflichtgetreuer Beamter, dem Treue und Zuverlässigkeit als unveräusserliche Eigenschaften seines Charakters eigen sind, wird die Vorstellung von Untreue und Pflichtwidrigkeiten nicht bei sich aufkommen lassen; die Zeichen der erstgenannten Eigenschaften werden sich deshalb unwillkürlich in seinem Schriftbilde wiederfinden. Solche Beispiele liessen sich noch zahlreich anführen. Je nachdem die erwähnten Einflüsse stark, schwach oder überhaupt nicht vorhanden sind, wird auch die Schrift die mehr oder minder ausgeprägten besonderen Merkmale an sich tragen.

Nachdem der Vf. auch eingehend über die Methoden der wissenschaftlichen Forschung berichtet hat, setzt er die Bedeutung und Aufgabe der Handschriftbeurteilung auseinander für Wissenschaft und Leben.

Für die Geschichtswissenschaft kann sie grosse Dienste leisten, weil mit ziemlicher Sicherheit die Eigenart der Fürsten, Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten, Künstler aus ihrer Handschrift erschlossen werden kann.

„Hier möge nur auf die grosse und grosskantige Schrift Bismarcks mit dem kurzen sogenannten Säbelstrich am Ende des Namens, auf den Namenszug von Ludwig XIV., Oliver Cromwells mit den fast messerscharfen Spitzen an den kräftigen Buchstaben, und daneben auf die ruhige und klare Schrift von Moltke, Gustav Freytag, auf die der Eitelkeit nicht entbehrenden Schriftzüge bei Wieland, Brahms, Th. Fontane, Kl. Groth u. a. hingewiesen sein“.

„Besondere Triumphe wird aber die Psychologie der Handschrift in der Schule und bei der Erziehung finden können, wenn sie hier erst in ihrer vollen Bedeutung erkannt sein wird. Welche ungewohnten Vorteile würden sich ergeben, wenn überall, wo Menschen erzogen werden sollen, der Erzieher die Handschriften der zu Erziehenden zu Hilfe nehmen würde . . . Diese Vorteile würden sich ebenso bei der Erziehung der Kinder in der Schule, im Elternhause, in Pensionaten, in Kadettenanstalten, wie auch bei der Ausbildung von Lehrlingen und Soldaten ergeben“. Darum stellt Vf. die Forderung, „dass mindestens ein Mitglied in jedem Lehrerkollegium eine gründliche Ausbildung in der wissenschaftlichen und praktischen Psychologie der Handschrift sich verschafft hat“.

Bei der Wahl des Berufes kann die Handschrift von Nutzen sein, überhaupt Menschen- und auch Selbstkenntnis fördern. Richter, Staatsanwälte, Verwaltungsbeamte, selbst Aerzte können Stimmungen, Nervosität u. dgl. aus der Handschrift erkennen.

Vor allzu weitgehenden Ansprüchen warnt indes der Vf. und betont, dass sich aus der Handschrift im allgemeinen nur Charaktereigenschaften und Gemütslage, nicht aber rein geistige Eigenschaften und Fähigkeiten ermitteln lassen, so sehr dies auch von den Dilettanten bis in die neueste Zeit glauben gemacht wird. Ob jemand klug oder dumm ist, ob er musikalisch usw. ist, lässt sich z. B. nicht aus der Handschrift nachweisen.

Wenig günstig beurteilt der Vf. die „gerichtlichen Schreibsachverständigen“. Bis in die neueste Zeit verwechselt man die Handschriftbeurteilung mit der namentlich in gerichtlichen Fällen wichtigen Handschriftvergleichung. Fragen der Schriftvergleichung sind oft irrig beantwortet worden. Man will den Urheber anonym oder gefälschter Schriftstücke dadurch ermitteln, dass man das fragliche Schriftstück mit der Handschrift des verdächtigen Angeklagten vergleicht. Aber die bisher als „Sachverständige“ aus allen möglichen Ständen herbeigezogen wurden, waren „Laien“ in der Psychologie der Handschrift; dass sie sich längere Zeit mit solcher Vergleichung beschäftigt haben, auch eine besondere „Methode“, ein besonderes „System“ anwandten oder gar einen „Zirkel für Messung der Wortabstände“ anwandten, bietet keine Garantie, wenn die psychologische und physiologische Vorbildung fehlt. Vf. konnte sich vielfach von der Unfähigkeit solcher Sachverständigen überzeugen. Die Schwierigkeit, die Identität des Urhebers zweier Schriftstücke festzustellen,

ist häufig viel grösser, als man annimmt; unbeachtete Nebensächlichkeiten führen oft den Geschulten auf die rechte Spur. Die einfacheren Volksschichten zeigen eine grosse Aehnlichkeit in ihrer Handschrift; der geschulte Beurteiler schliesst zunächst auf den Charakter, der mannigfaltiger ist. Nur er vermag absichtlich verstellte Schrift zu erkennen. Vf. liess den Verdächtigen mehrere Schriftstücke vor Gericht nach Diktat schreiben, in welche der Text der Schmähschrift verflochten war; diesen Schriftsatz liess er einmal deutsch, einmal lateinisch, einmal gemischt, einmal langsam, einmal recht schnell schreiben. Mit solchem Material und Verwertung psychologischer Tatsachen gelang es ihm regelmässig, Schuld und Unschuld zu ermitteln.

Bisweilen kann die Jugendschrift ihr gute Dienste leisten, da die Fälscher häufig in dieselbe zurückfallen. Die Handschrift vererbt sich, freilich mehr in Abhängigkeit von den Charaktereigentümlichkeiten; und dies nicht so häufig, wie man anzunehmen geneigt ist. Innerhalb der Grenzen von 5—10 Jahren kann ein geübter Beurteiler das Alter der Schreiber erkennen. Handschriften der Männer und Frauen unterscheiden sich wie deren Charaktere, aber diese treten nicht immer scharf hervor; es gibt zahlreiche Mischformen, deshalb leugnen manche die Möglichkeit einer Feststellung: Männer haben weibliche, Weiber männliche Schrift. Deutlicher stellt sich die Verschiedenheit bei verschiedenen Völkern, verschiedenen Zeitaltern, verschiedenen Berufen heraus. Eingehende Studien hat der Vf. über die Handschriften der Verbrecher gemacht; er konnte 1130 untersuchen. Besonders häufig ist bei ihnen die sogenannte Arkaden- oder Lagen-schrift, in der die kleinen Buchstaben, besonders u, m, n, w, v usw. nach oben abgerundet sind, während bei der Girlandenschrift die abgerundeten Bogen unten sich finden.

Für viele andere charakteristische Merkmale der Handschriften, welche der Vf. gefunden hat, müssen wir auf seine Schrift selbst verweisen. Wir wollen seinen Hoffnungen auf die grosse Zukunft der Psychologie der Handschrift baldige Erfüllung wünschen, fürchten aber, es möchten nicht sehr viele die von ihm geforderte nötige Vorbildung sich aneignen können.

Fulda.

Dr. C. Gutherlet.

Theodicee.

De certitudine et evidentia eorum argumentorum, quibus deum esse et animorum immortalitas demonstratur, scripsit Dr. Joannes Straub. Programma gymnasii Aschaffenburgensis anno Domini 1916. Typis impressit Dr. G. Werbrun, 1916. paginae 61.

In dieser Abhandlung redet ein Vertreter der guten alten Schule den metaphysischen Problemen das Wort und entwickelt die üblichen Argumente für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit. Er will

bei seinem Austritt aus dem Lehramte den jungen Leuten diese Schrift wie ein Vermächtnis zum Schutze gegen den allenthalben umgehenden Geist der Zweifelsucht hinterlassen. Polemisch hebt er den Widersinn und die Unnatur des Kantschen Kritizismus hervor, thetisch begründet er die grossen Vernunftwahrheiten von Gott und der Seele klar, einfach und überzeugend. Dass er sich dabei der lateinischen Sprache bedient, ohne eine Einbusse der Wirkung bei dem jungen Geschlechte zu besorgen, beweist ein gutes Mass von Idealismus, das er sich mitten im praktischen Leben bewahrt hat. Mit Recht betont er, dass bei der Stellung zu den religiösen Vernunftwahrheiten im Grunde die Gesinnung den Ausschlag gibt. Die Arbeit wird bei den klassisch gebildeten Lesern den besten Eindruck hinterlassen.

Köln-Lindenthal.

Dr. E. Rolfes.

Ethik.

Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie Von A. Eulenburg. Bonn 1916, Marcus & Weber.

Die Streifzüge behandeln zunächst die Moralität bei Kant, dann in der nachkantschen Philosophie bei Fichte, Schleiermacher, Hegel, Herbart, Schopenhauer, Dühring, Lotze, Ed. v. Hartmann, J. Körner, Wundt, Kohen und schliesslich sexualethische Probleme im Lichte der heutigen Philosophie und Ethik: Nietzsche, „Neue Sexualethik“, Lipps, Paulsen, Simmel, Natorp, Rein, Hammacher, Berolzheimer, Scheler. Für diese historische Behandlung des Gegenstandes gibt er zwei Gründe an. Erstens „die ernsten und bedeutsamen Probleme der Sexualität stammen ja nicht von gestern und heute — sie sind sozusagen urewige Menschheitsfragen, an denen keine Zeit, kein Volk und auch kaum ein einzelner hervorragender Denker vorbeigehen kann, ohne sich mit ihnen auseinandergesetzt, ohne zu ihnen in irgend einer Weise Stellung genommen zu haben. Und schon von diesem Gesichtspunkte aus kann und darf es für uns nicht gleichgültig sein, in welcher Weise die grössten Denker unserer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwungszeit wie die ‚Klassiker‘ unserer spekulativen Philosophie und ihre Jünger und Epigonen sich zu diesen Problemen gestellt haben. Zweitens erfreuen wir uns ja augenblicklich der herrschenden Zeitströmung zufolge nicht einer einfachen Moral, sondern mindestens einer zweifachen, als Privatmoral und Staatsmoral unterschiedenen, ja einer der angesehensten Vertreter der Religionsphilosophie und sozialen Ethik, E. Troeltsch, rechnet sogar eine dreifache heraus, nämlich ausser den beiden noch eine ‚Völkergemeinschaftsmoral‘ — betrachtet aber die Staatsmoral für die Gegenwart als die grösste unter ihnen. Nun machen sich gerade auf sexualethischem Gebiete, in der als ‚höchster Ausfluss der ‚Staatsmoral‘

neuerdings betriebenen und angepriesenen Bevölkerungspolitik z. B., recht bedenkliche Reibungen und fast unvermeidliche Kollisionen mit manchen, von ‚privatmoralischer‘ Seite bisher gehegten Anschauungen in oft unlieb-samer Weise geltend“. Zu dieser Dreiteilung bemerkt Vf. mit Recht: „Man könnte dabei füglich von einer nach dem jeweiligen Schauplatz wechselnden, einer Art Drehbühnenmoral sprechen . . .“ Ob die geschichtliche Darstellung des Problems diesem doppelten Zwecke gerecht wird, ist zum mindesten zweifelhaft. Das Ergebnis derselben ist nämlich nach dem Schlusswort folgendes:

Unsere Streifzüge im Gebiete der sexuellen Ethik dürfen hiermit ihren vorläufigen Abschluss erreichen. Wir haben eine ziemlich langgestreckte Bahn zurückgelegt; weit über ein Jahrhundert hindurch, von den philosophischen Gipfeln des Aufklärungszeitalters und der französischen Revolutionszeit bis zu den jüngst verstorbenen oder noch unter uns weilenden hervorragenden Vertretern der zeitgenössischen Philosophie und Ethik. Hat diese Bahn in überzeugender Weise auf und vorwärts geführt? Bewegen wir uns hier, wie auf ethischem Gebiete überhaupt, auf gradlinig fortschreitendem Wege, oder drehen wir uns in Kreislinien oder in weiter oder enger sich umschwingenden Spiralen? Kaum irgend ein anderes Sondergebiet philosophischen (und leider nicht bloss philosophischen) Denkens hat ja im Laufe der Menschheitsentwicklung, selbst nur innerhalb der verhältnismässig kurzen Spanne eigentlich geschichtlichen Daseins, so ungeheure Wandlungen durchgemacht, wie es der Ethik als solcher beschieden war und dem ganzen Gange der Kulturbewegung entsprechend beschieden sein musste. Wir brauchen nur an die so ganz intuitiv und metaphysisch gerichtete altindische Ethik, an die mit einigen, allerdings hervorragenden Ausnahmen wesentlich eudämonistischen, dem Erdendasein und seinen Forderungen eines „höchsten Gutes“ zugewandten Morallehren des klassischen Altertums — an die den schroffen Gegensatz dazu bildende, ganz jenseitige, ganz theologisch durchdrängte mittelalterliche Ethik zu erinnern. Demgegenüber ging die Moral der Aufklärungszeit, gingen die Moralsysteme Kants und Fichtes von dem im Menschen als Vernunftwesen wurzelnden Doppelgefühl autonomer Freiheit und sittlicher Gebundenheit, von dem in uns selbst gegebenen und kategorisch gebietenden Sittengesetz aus. Auch dies war schliesslich, so sehr Kants Kritik die Begründbarkeit einer Metaphysik für immer widerlegt zu haben schien, nicht ohne irgend welchen ausserhalb der Erfahrungswelt gesuchten und wenigstens scheinbar gefundenen Anknüpfungspunkt, nicht ohne eine metaphysische Grundlegung möglich — von deren verschiedenartiger Orientierung und Ausgestaltung alle nachkantischen spekulativen Systeme ja bekanntermassen reichlich Zeugnis ablegten. Daneben gingen allerdings auch Versuche einer positiv wissenschaftlichen Begründung der Ethik (Wilhelm Stern u. a.) einher. Wir sind neuerdings bescheidener und anspruchsloser geworden — haben gelernt, innerhalb der Ethik auf allgemeine, bleibende, ein für allemal gültige Gesetze und Normgebungen zu verzichten und uns mit lediglich relativen, der jeweilig erreichten Kulturstufe, der zeitlichen und örtlichen Umgebung angepassten Masstäben zu begnügen. Die sexuelle Ethik hat im weitgespannten Rahmen der allgemeinen Ethik alle diese Wandlungen

naturgemäss mit- und durchmachen müssen, und befindet sich gegenwärtig, wie wir sahen, in einer durch mancherlei besondere Verhältnisse bedrohten und erschwerten Uebergangsperiode, in der es nicht leicht ist, ihre künftigen Wendungen oder auch nur ihre demnächstigen örtlichen und zeitlichen Schicksale annähernd vorauszubestimmen. Manches scheint dafür zu sprechen, dass die einstweilen noch allzuweit auseinandergelassenen Zeitrichtungen und Zielsetzungen schliesslich doch in einer gewissen mittleren Linie zusammentreffen, und dass die damit anhebende Entwicklung dann eine zwar massvolle, aber ungehemmt fortschreitende sein wird. In mauchen der im vorstehenden kurz wiedergegebenen Darlegungen hervorragender zeitgenössischer Vertreter der Kulturphilosophie und Ethik — ich erinnere nur an Wundt, Cohen, Simmel, Hammacher, Berolzheimer, Scheler — scheinen sich verheissungsvolle Anfänge und Ansätze einer schliesslich ans angestrebte Ziel führenden Entwicklung zu finden. Auch hier erwächst noch eine grosse und bedeutsame Aufgabe, deren Lösung, wie es scheint, uns Deutschen vorzugsweise und vielleicht ausschliesslich obliegen wird — wie ja überhaupt von einer Philosophie und Ethik ausserhalb Deutschlands seit Kants Zeiten streng genommen kaum die Rede sein kann. Wir sind es ja gewohnt, dass — wie Rudolf Eucken in seiner kurz vor Kriegsausbruch erschienenen prächtigen Schrift „Zur Sammlung der Geister“ uns mit Recht zuruft — die grossen Probleme der Menschheit uns besonders tief erregen und auf uns mit voller Schwere lasten. Und so wird es sich wohl auch hier bewahrheiten, was Eucken hinzufügt, dass es uns nicht gegeben ist, die grossen Probleme zu mildern, oder gar zur Seite zu schieben, sondern unsern ganzen Ernst und unsere ganze Kraft an ihre Lösung setzen zu müssen.

Diese vertrauensvollen Hoffnungen des Verfassers auf die Zukunft können wir nicht teilen. Gerade seine Darlegungen der herrschenden sexualethischen Anschauungen bieten ein Chaos von weitest auseinandergelassenen Behauptungen, sie lassen eher eine Zunahme der Verwirrung erwarten. Auch der allgemeine Stand der philosophischen Bestrebungen lässt nichts Besseres erwarten. Wenn man von einer verhängnisvollen „Krisis“ in der modernen Philosophie sprechen konnte, d. h. von einer vollständigen Diskreditierung, ja Misère dieser Wissenschaft, wenn ein so ernster Denker, wie Eucken, die Misère so sehr beklagen und zu einer „Sammlung der Geister“ auffordern musste, kann doch von Ansätzen zu einer Einigung nicht die Rede sein; tatsächlich gehen die Meinungen immer mehr auseinander. Das Schlimmste ist, dass der Laxismus auf sexuellem Gebiete sich nicht auf dem theoretischen Gebiete hält: Das Leben zeigt eine immer weiter fortschreitende Genussucht, und dies ganz besonders in Missachtung keuscher Sitte. Die belletristische Literatur, das Theater, das Kino, die öffentlichen Lustbarkeiten, sie stellen sich in den Dienst der Göttin Venus. Mächtiger als alle philosophischen Erörterungen müsste der furchtbare Krieg die niederen Triebe niederhalten, aber die vielen Geschlechtskranken selbst in der schrecklichsten Drangsal lehren das Gegenteil. Die herrschende Philosophie bietet gegen das fortschreitende Verderben

keine Abhilfe, sondern befördert es durch Missachtung, ja Vernichtung der christlichen Ethik, der „ganz theologisch durchtränkten“ mittelalterlichen Ethik. Wenn man keine ewigen, unveränderlichen Normen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit anerkennt, wenn man auf ein für allemal gültige Gesetze und Normgebungen verzichtet und sich mit lediglich relativen, der jeweilig erreichten Kulturstufe, der zeitlichen und örtlichen Umgebung angepassten Massstäben begnügt, dann öffnet man dem Libertinismus Tür und Tor. Der Trieb ist so mächtig, dass er nur durch die stärksten Motive eingedämmt werden kann; dazu sind aber die der modernen Kultur erborgten Rücksichten ganz und gar ohnmächtig; im Gegenteil, wenn man, wie dies ausserhalb des Christentums allgemeine Mode geworden ist, den Menschen von Gott loslöst, ihn auf sich stellt, muss das sich Ausleben des unabhängig gewordenen Individuums gerade in der geschlechtlichen Sphäre sich betätigen. Nur wenn die Sittengebote als Ausfluss eines heiligsten, absoluten Willens anerkannt werden, wenn eine Ewigkeitssanktion Schutz gewährt, ist es dem schwachen Menschen möglich, die schwersten Versuchungen zu überwinden. Das müssen selbst die hervorragendsten Vertreter der unabhängigen Moral eingestehen. Ed. von Hartmann bedauert, dass nach Aufgeben der theistischen Moral die Jünglinge nicht mehr zur Enthaltbarkeit zu bringen sind, und Schopenhauer, der doch seine Pappenheimer kennt, und auch auf eigene Erfahrung sich berufen konnte, macht gegen die monogamische Ehe geltend, dass die Männer ja insgesamt in Polygamie leben. Das einzige wirksame Heilmittel soll da die freie Liebe sein. Was Hartmann als Heilmittel bietet, fordert Spott heraus: man solle dem Jünglinge Widerwillen gegen das Trinken mit einem andern aus einem Glase einflössen, und die Mädchen, die nun zwar noch den Genuss haben, aber nicht mehr gebären wollen, solle man zur Hingabe an die Kultur-entwicklung erziehen. Glaubt man wirklich mit solchen Schnurrpfeifereien die stärksten Leidenschaften zu bewältigen?

Nicht so leichtfertig nimmt die Sache der Verfasser vorliegender Schrift; wenn er aber die Sexualethik von der jeweiligen Kulturstufe abhängig macht, so verfällt auch er „einer Art Drehbühnenmoral“, denn die Kulturanschauungen wechseln wie die Mode. Man rühmte sich bereits die höchste Stufe der Kultur, der von Gott unabhängigen Kultur, erreicht zu haben: der Krieg weist eine Barbarei auf, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Geschichte der Philosophie.

Die Grundgedanken des hl. Augustinus über Seele und Gott.

In ihrer Gegenwartsbedeutung dargestellt von Dr. Martin Grabmann, o. ö. Professor an der Universität Wien. Köln 1916, J. P. Bachem. 126 S. Geheftet *M.* 2.—, geb. *M.* 2.80.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Schrift steht der grosse Denker des christlichen Altertums, der hl. Augustinus, und zwar in seinem her-

vorragendsten und erhabensten Denken: in seinen Spekulationen über die Substanzialität, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele (23—75) und über das Dasein und Wesen Gottes und dessen Verhältnis zur Welt (76—123). Wie den Ausführungen über die Seele eine Würdigung des Psychologen Augustinus vorausgeht, so steht an der Spitze der Augustinischen Gotteslehre eine Darstellung des Gottesgedankens in der Philosophie der Gegenwart und bei Augustinus. Damit sind die Ausführungen beiderseits auf eine grundsätzliche Unterlage gestellt.

Drei Vorzüge fallen an der Studie Grabmanns vor allem in die Augen: Die grosse Vertrautheit mit der Philosophie Augustins (und der Scholastik); die lichtvolle Darstellung der Augustinischen Seelen- und Gotteslehre im engsten Anschluss an die Quellen; die kraftvolle, oft überraschende Hineinstellung der Augustinischen Spekulationen und Erfahrungen in die philosophischen Strömungen der Gegenwart. Dabei sind die Ausführungen so tief und gemütvoll zugleich gehalten — tief und gemütvoll wie eben Augustins Seelen- und Gotteslehre selber —, dass es ein Genuss ist, sich in das Studium der Schrift Grabmanns zu vertiefen. Interessant, und gewissen modernen Misskennungen der Zusammenhänge zwischen der Scholastik und dem grossen Denker von Hippo gegenüber sehr aktuell, sind die Streiflichter, die von Augustin auf Thomas von Aquin und die Scholastik fallen.

Seinem „Gegenwartswert der geschichtlichen Erforschung der mittelalterlichen Philosophie“ (Wien 1913) hat der Verfasser hier eine so vorzügliche Darstellung des Gegenwartswertes der patristischen Philosophie im Anschluss an einen Einzeldenker zur Seite gestellt, dass der Wunsch sich nahe legt, es möchten noch mehrere solcher Würdigungen aus der sachkundigen Feder des Wiener Gelehrten fliessen (vgl. auch Grabmann, Der kritische Realismus Oswald Külpes und der Standpunkt der aristotelisch-scholastischen Philosophie (im Phil. Jahrb. 29 [1916] 333—369).

F u l d a.

Dr. Chr. Schreiber.

Roger Bacons Naturphilosophie: insbesondere seine Lehren von Materie und Form, Individuation und Universalität. Von Clemens Baeumker. Münster i. W. 1916, Aschendorff. IV u. 71 S.

Im „Jahrb. f. Philosophie u. spekulative Theologie“ XXV (1911) hat P. Hugo Höver, ein Schüler von Mandonnet, wertvolle und ergebnisreiche Studien über Roger Bacons „Hylomorphismus“ veröffentlicht, die er 1912 separat herausgab. Er hat damit den zentralen Punkt der Naturphilosophie Bacons herausgegriffen, von dem das ganze System bestimmt erscheint.

Die Schrift erfuhr eine im wesentlichen sehr anerkennende Besprechung von Cl. Baeumker im Phil. Jahrb. XXIX (1916) 97—101, der

aber zugleich andeutete, dass er dem Vf. in vielen und nicht unwichtigen Punkten nicht zustimmen könne. Zugleich stellte Baeumker einen längeren Aufsatz, der die nähere Begründung seiner abweichenden Anschauungen bringen werde (Franziskanische Studien 1916 Heft 1 und 2) in Aussicht. Die bedeutungsvolle Kritik ist in mehrfacher Hinsicht zu einer selbständigen Untersuchung geworden. Daher entschloss sich der Verfasser, sie auch selbständig herauszugeben.

Es war nicht schwer vorauszusehen, an welchen Punkten Baeumkers Kritik einsetzen werde. Hövers Arbeit leidet an einzelnen Stellen an dem methodischen Fehler, dass er sich öfters nicht darauf beschränkte, möglichst aus dem Gedankengang Bacons selbst und aus der geistigen Bewegung, in der er stand, heraus seine Aufstellungen zu würdigen, sondern dass er es von dem thomistischen Aristotelismus aus unternimmt, Bacon im Spiegel dieses Thomismus zu betrachten. Das ist z. B. der Fall bei der Darlegung der Baconschen Lehre über Materie und Form, über die pluralitas formarum, über den Begriff der privatio u. a. m. „So entsteht“, wie Baeumker sicher mit Recht geltend macht, „in Hövers Darstellung ein störendes Hin- und Hergehen zwischen historischer Darlegung und sachlicher Kritik, welches der Uebersichtlichkeit an mehr als einer Stelle schadet und manchmal — auch durch den Ton der Polemik — wie ein Abkanzeln wirkt“ (10).

Besonders an einem Punkt hat sich Höver dadurch seine Position von vornherein verdorben. Es ist bekannt, welchen Standpunkt v. Hertling (Materie u. Form u. d. Definition der Seele bei Aristoteles, Bonn 1871, 72 ff.) und Cl. Baeumker (Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie, Münster 1890, 247—261)¹⁾ zu der aristotelischen Lehre von Materie und Form, speziell zur materia prima und zur eductio formae ex materia einnehmen. Und es ist nicht zu leugnen, dass sie ihren Standpunkt mit Scharfsinn und mit voller Kenntnis derjenigen Verbesserungen und Erklärungen vertreten, durch die der scholastische Aristotelismus die ihm selbstverständlich auch nicht verborgen gebliebenen Schwierigkeiten auszuräumen versuchte. Durch die Erkenntnisse der modernen Chemie sind diese Schwierigkeiten ausserdem noch erheblich verschärft worden. — Daher war es von Höver verfehlt, einfach die thomistische Lehre als den normalen Aristotelismus herüberzunehmen, anstatt zu untersuchen, ob denn damit jene Schwierigkeiten beseitigt seien oder nicht. Und eben darum dreht sich im Grunde genommen die Frage. So entsteht an diesem Punkt der Eindruck, „dass Hövers rasch fertige sachliche Polemik sich der ungeheuren Schwierigkeit des eigenen Lösungsversuches überhaupt nicht bewusst wird und das reale Problem nur zu leicht hinter Worten verbirgt“ (12/13).

¹⁾ Aehnlich E. Zeller, Phil. d. Griechen ³ III b 336 ff.

Konnte sich Baeumkers Kritik auf diese Weise gegen Schwächen in der Höverschen Darstellung und sachlichen Polemik wenden, so bietet er anderseits auch mehrfach bemerkenswerte Ergänzungen und eröffnet mehrfach neue Gesichtspunkte für die Beurteilung Bacons. Das ist insbesondere der Fall bei Behandlung des Begriffs der generatio, materia naturalis, der eductio formae ex materia, „dieser crux der aristotelischen Naturphilosophie“, der privatio und Bacons Universalien- bzw. Individuationslehre, wo Baeumker teils die andersgeartete Problemstellung bei Bacon aufdeckt (so vor allem beim Universalienproblem 23 ff.), teils seine Anschauungen in den richtigen philosophiegeschichtlichen Zusammenhang zu stellen weiss. So wird S. 21 ff. und 66 ein Zusammenhang Bacons mit Avencebrol entschieden in Abrede gezogen, S. 40 ff. darauf hingewiesen, wie Bacon im Anschluss an Alhazen mehr die psychologische Seite des Universalienproblems ins Auge fasste und auch da nicht das Individuations- und Universalienproblem im allgemeinen, sondern nur die causa individuationis. S. 60 wird die Auffassung Hövers von dem „Ultrarealismus“ der Universalienlehre Bacons und ihres Zusammenhanges mit Plotin oder Scottus Eriugena korrigiert und gezeigt, dass Bacons Fehler in Behandlung der Universalienfrage nicht sein „Ultrarealismus“ war, sondern die Verwechslung des Psychologischen mit dem Logischen. — Für den Ref. war von besonderem Interesse, wie Roger Bacon in direktem Gegensatz zu seinem Lehrer Grosseteste bei Aristoteles die christliche Schöpfungslehre finden wollte.

So ist das Schriftchen eine mit neuen Erkenntnissen wohlausgestattete Weiterführung der Höverschen, im übrigen in ihrem Werte durchaus anzuerkennenden Untersuchungen und verdient den Dank und die Beachtung der Historiker der mittelalterlichen Philosophie.

Tübingen.

Dr. Ludwig Baur.

Religionsphilosophie.

Religionsphilosophie. Von Dr. Otto von der Pfordten, Professor an der Universität Strassburg i. Els. (Sammlung Göschens Nr. 772). G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. in Berlin W 10 und Leipzig. Preis in Leinwand geb. 90 Pfg.

Die Schrift weist die Dreiteilung auf: Historischer Teil, Religionspsychologie, Theoretischer Teil. Im ersten Teil wird gehandelt vom Wesen, der Entwicklung und den Vorstufen der Religion, von den ethischen Stifter-Religionen, vom Christentum, vom Islam und von der esoterischen Entwicklung der Religion. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der allgemeinen und speziellen Religionspsychologie. Der dritte Teil erörtert die religiösen Hauptbegriffe, das Wunder und die Offenbarung, die Erkenntnislehre (Kritik der Gottesbeweise, Stellung der Erkenntnis zum

Religiösen). Der Gesamthalt möge durch folgende Sätze charakterisiert werden:

Zum Wesen der Religion: „Religion ist der Glaube an eine geordnete Wechselwirkung zwischen dem Menschen und einem übersinnlichen guten Gott“ (17).

Zur Entwicklung der Religion: „Was sich entwickelt, ist der Gottesgedanke und damit das Verhältnis zwischen Gott und Mensch, oder die Orientierung auf Gott hin, ein Gesamthabitus, eine geistige Verfassung. Als Einzelmoment bei der Entwicklung zeigen sich dann, wenn man die frühere Definition berücksichtigt, Fortschritte in der Ordnung, und zwar begriffliche Klärung des anfänglich nur dunkel geahnten und Reinigung und Veredelung des Kultus. Dazu die Steigerung des Guten im ethischen Fortschritt der Menschheit und das stärkere Hervortreten des geistigen Momentes in der Gottesvorstellung. Es lässt sich mit einer solchen Auffassung auch das Hervorheben von Vertrauen oder Selbstbewusstsein verbinden, ohne dass einem solchen Gesichtspunkte allein das Bestimmungsrecht zufiele; alles gilt als Fortschritt (und das Gegenteil als Rückschritt), was im Sinne dieser Komparationen in der Richtung auf ein Ideal zu liegt. Auch die verschiedensten Ursachen wirken dabei zweckmässig zusammen: geographische, politische, wie auch das Eingreifen genialer Persönlichkeiten“ (22). „Als ein allgemeines Charakteristikum aller religiösen Entwicklung hat gegolten, dass niemals ein Verdrängen des Niederen durch das Höhere stattfindet, sondern alle Stufen nebeneinander bestehen bleiben. . . . Ebenso wenig fällt mit der Entwicklung eine Steigerung des inneren religiösen Lebens, der Frömmigkeit oder der Macht der Religion über die Gemüter, ihrer Fähigkeit zu begeistern, Trost zu spenden u. s. w. zusammen“ (22). Eine noch andere Art von Entwicklung zeigt „die äussere Macht und Herrschaft der Religion über das Leben durch die Kirche, die z. B. beim Christentum im Mittelalter kulminierte und heute nach Ländern und Völkern verschieden ist“ (22).

Als Vorstufen der Religion haben zu gelten: der Animismus, der Spiritismus, der Fetischismus, der Animalismus, der Totemismus, der Tabuisimus, der Monismus, der Dämonismus bezw. Polytheismus (31). Der Uebergang zum Monotheismus ist wesentlich durch folgende Momente bestimmt: Macht, Weisheit und Einfluss der einzelnen Götter auf das Menschengeschick erscheinen (im Polytheismus) unbestimmt und wechselnd (besonders auch in der nordischen Sage); „niemand wüsste, wie viel sie vermögen, was nicht — ein klarer Nachteil ihrer zu grossen Menschlichkeit. Ausserdem waren die ethischen Bezüge des Polytheismus allezeit unklar“ (46 f.).

Als ethische Stifter-Religionen (im Gegensatz zu den vom Verfasser als Vorstufe behandelten sog. Naturreligionen) sind anzusehen:

der persische Dualismus, der indische Buddhismus, die israelitische Religion mit ihrem Prophetentum (48 ff.).

Dem Christentum gebührt eine Sonderstellung in der Entwicklung, es darf nicht mit Buddhismus und Islam, etwa als „Erlösungsreligion“, zusammengefasst werden (53). Was am Christentum „originell ist, ist die Synthese oder das Zusammenfließen aller religiösen Bäche in einen Strom“ (54). „Vielleicht das Originellste an dieser Erlösungslehre ist die Glorifizierung des Leidens (55). Historisch stammt sie als Zentralpunkt erst vom Apostel Paulus (56). „Das Gemeinsame allen Christentums ist die feste Verbindung neuer Ethik mit einer (sparsamen) Metaphysik und weder das eine noch das andere“ (57).

Der Islam ist „als Rückschritt in der Entwicklung zu bezeichnen“ (58) und zwar als Rückschritt in der exoterischen Entwicklung (59).

Die esoterische Entwicklung religiöser Gedanken, d. h. die geheime, geistreichere Deutung neben der populären exoterischen, „ist im Grunde eine solche des Theismus; nur diese Form hat sich in strengerem Sinne entwicklungsfähig gezeigt und zur Bildung von Religionen und Konfessionen geführt“ (60). Der Deismus ist eine Einschränkung des Theismus und eine Vorstufe des Pantheismus. „Die spezielle philosophische Form der religiösen Metaphysik war von Anfang an der Pantheismus“ (62). „Es bleibt als entscheidendes Merkmal des Pantheismus, dass er (als Typus der religiösen Philosophie überhaupt) einen abstrakten Begriff oben ansetzt anstatt einer Person“ (63), wozu letzteres der Theismus tut. „Als ausgesprochene Naturreligion erweist sich der Pantheismus in dem sog. Monismus unserer Tage“ (64), wie ihn der „Deutsche Monistenbund“ vertritt — „im ganzen genommen, ein dilettantischer Versuch eines Surrogats für Religion“ (66). Diesem Monismus „muss in mehr ästhetisch gerichteten Variationen Goethe, Wagner, Ibsen oder Nietzsche Paten stehen; Männer, die als Religionsstifter ganz ungeeignet sind und es auch nicht beansprucht haben, als solche zu gelten. Kunst ist eben ebensowenig als Wissenschaft ein Surrogat für Religion“ (66 f.).

Wir übergehen die Ausführungen über die allgemeine und spezielle Religionspsychologie und über die religiösen Hauptbegriffe und heben aus dem dritten und letzten Abschnitt „Erkenntnislehre“ folgende Sätze heraus:

„Überblicken wir noch einmal diese vier (oder fünf) Beweise [der Scholastik für das Dasein Gottes], so ist es klar, dass für den allein logisch-mathematischen Standpunkt ihre Beweiskraft durch ihre Mehrzahl nicht grösser wird; vier lahme Gäule ersetzen niemals ein Rennpferd. Hat man sich aber einmal prinzipiell klar gemacht, dass derartige Beweise hier unmöglich und unnötig sind, dann ist die Mehrzahl jener Gedanken doch ein Vorteil; einer trägt den andern, es hängt Gewicht sich an Gewicht, und von allen Gedankenreihen aus führt ein

letzter Weg zu demselben Gottesbegriff. Nur nicht zwingend, sondern begründend, einleuchtend, überzeugend, gewinnend. Dazu können psychologische Argumente treten, wie dass das reichere die Religion umschliessende Seelenleben das vollständigere, und darum wertvollere ist, oder dass sich der Mensch in der Religion an das Ganze der Welt besser »anpasst«, durch sie auch für die Entwicklung wertvoller wird u. dgl.“ (140).

Der Standpunkt des Verfassers ist der „Konformismus“: „Wir bedürfen einen Masstab, ein Kriterium, um unter den möglichen Werten und Normen (besser in meiner Terminologie: »normativen Werten«) eine Auswahl treffen zu können, welche davon vermutlich der als Ganzes unerfassbaren Wahrheit am nächsten kommen, konform zu dem wahren Wesen der Welt sind, also als richtig zu gelten haben. Ein solcher Masstab muss über den einzelnen normativen Werten stehen; das kann aber allein sein das geistige und sittliche Leben der Menschheit, seine Gesundheit, seine Entwicklung als eine »Volltat des Geistes« (Eucken) . . . Dann aber gilt der Schluss: Was sich dafür als wirksam erweist, das muss einen Kern von Wahrem bergen, der Wahrheit sich nähern. Und umgekehrt: es ist undenkbar, dass die Entwicklung der Menschheit völlig auf Illusion, scharfer Lüge beruht; mag noch so viel Irrtum mit unterlaufen, das Grösste und Wertvollste kann nicht durch Täuschungen, kann nur durch Wahrheit gewirkt werden. Ist nun Religion ein unentbehrlicher Faktor der Höherentwicklung der Menschheit, was die Erfahrung und Geschichte beweist, so muss sie einen Wahrheitskern bergen, wenn auch nicht das Letzte uns enthüllen; der Erfolg beweist also die Wahrheit, und diese ist nicht in Frage gestellt, wie beim Pragmatismus“ (147).

Dieser „Konformismus“ scheint uns, wie alle anderen aus kritizistischem Geiste geborenen Erkenntnistheorien, von vornherein zum Tode verurteilt zu sein. Ohne das rückhaltlose Bekenntnis zur Fähigkeit der Vernunft, die obersten Seins- und Denkgesetze mit Sicherheit und mit Untrüglichkeit zu erkennen und aus ihnen die weiteren Wahrheiten in zwar vielfach mühsamer, aber durchaus sicherer Weise abzuleiten, wird jede Erkenntnistheorie im Sumpfe stecken bleiben. Der Rekurs auf den praktischen Wert einer Erkenntnis für „das geistige und sittliche Leben der Menschheit, seine Gesundheit und Entwicklung“ ist und bleibt, trotz der Gegenrede des Verf., Pragmatismus, der die schwankende praktische Bewährung, den „Erfolg“ über die allein unwandelbaren Vernunftprinzipien, die Nützlichkeit über die Vernünftigkeit erhebt. Dass mit einem solchen Kriterium nur eine „vermutliche“ „Annäherung“ der Erkenntnis an die Wahrheit (147) festgestellt werden kann, hat der Verf. sehr richtig erkannt, aber dass er damit dem Relativismus und schliesslich der „Als ob“-Philosophie sich verschreibt, dürfte er bei einigem Nachdenken ebenfalls erkennen.

Jenseitsreligion. Erwägungen über brennende Fragen der Gegenwart. Von Dr. Georg Grupp. 2. u. 3. Auflage. Freiburg 1916, Herder. 8° XII u. 256 S. *M.* 3.60, geb. *M.* 4.20.

Das Verhältnis dieser Neuauflage zur ersten bestimmt der Verfasser wie folgt: „Es ist in der vorliegenden neuen Auflage der kritische, abwehrende Teil stark gekürzt und der positive Teil erweitert worden. Einige Kapitel sind neu hinzugekommen: Die Vernunftreligion, Der Nihilismus, Ewige Wahrheiten, Katholisches Leben in Gott. Umgearbeitet wurden alle Kapitel, einige, so z. B. die über »Religion und Sittlichkeit«, derart, dass nur wenige Sätze der ersten Auflage stehen blieben. Manche Ausführungen konnten gestrichen werden, weil sie in dem inzwischen erschienenen dritten und vierten Band meiner Kulturgeschichte des Mittelalters eingehend behandelt sind. Zu S. 160 (Religion und Politik) wird der fünfte Band viel Stoff beibringen. Eben wegen der vielen Streichungen behält die erste Auflage immer noch ihren Wert“ (VII).

Grupp's „Jenseitsreligion“ ist ein inhaltreiches, gedankentiefes und geistvolles Buch, dem der kulturgeschichtliche und literaturgeschichtliche Einschlag und die reichen Zitate aus der diesbezüglichen Literatur noch eine besondere Note geben. Die Gedanken reihen sich in mehr aphoristischer Weise an einander, weshalb die logische Verknüpfung derselben beim ersten Lesen nicht immer zu Tage tritt, vielfach wohl überhaupt nicht beabsichtigt ist, da der Verfasser wohl mehr sentenziös als beweisführend sprechen will. Dieser Umstand macht das Büchlein zwar reizvoll, lässt aber nicht allweg eine volle Ueberzeugung von dem Ausgeführten aufkommen, zumal die sentenziöse, allgemeine Fassung mancher Behauptungen eben wegen ihrer Allgemeinheit nicht allen Einzelheiten genügend Rechnung trägt. Trotzdem bietet das Buch ungemein reiche Belehrung und Anregung. Es ist der Niederschlag eines abgeklärten, in der Literatur- und Kultur-Geschichte wohlbewanderten Geistes.

Der Inhalt gliedert sich wie folgt: Diesseitige Weltanschauungen (Weltchristentum, Ungeschichtliches Christentum, Die Vernunftreligion, Die Vermenschlichung Christi, Das moderne Uebermenschentum, Der Nihilismus). Der Drang nach dem Jenseits (Der Tod und das Jenseits, Das Jenseits und die Seele, Uebervernünftiges und Wunderbares, Ewige Wahrheiten). Religion und Kultur (Leben und Kultur, Religion und Sittlichkeit, Religion und Politik, Religion und Wissenschaft, Religion und Kunst, Ausblick). Die wahre Jenseitsreligion (Jenseitsrichtung der katholischen Kirche, Katholisches Leben in Gott, Luther und die jüdische Eschatologie, Alter der hl. Schrift, Vom Himmel, Dantes Jenseits, Glaubenseinheit, Zukunftsreligion).

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Die Philosophie der Gegenwart. Eine internationale bibliographische Jahresübersicht über alle auf dem Gebiet der Philosophie erschienenen Zeitschriften, Bücher, Aufsätze, Dissertationen in sachlicher und alphabetischer Anordnung. Herausgegeben von A. Ruge, Bd. IV (Literatur des Jahres 1912) 325 S., Bd. V (Literatur des Jahres 1913) 290 S. Je 17.50 *M.* Heidelberg, Weiss'sche Universitätsbuchhandlung 1914 u. 1915.

Schon einmal haben wir auf die grosse, von A. Ruge in Gemeinschaft mit zahlreichen Mitarbeitern verfasste internationale Bibliographie hingewiesen¹⁾, von der nunmehr schon fünf Bände vorliegen. Aus den Anregungen des dritten internationalen Kongresses für Philosophie zu Heidelberg (1908) entsprungen, bietet sie eine vollkommene Uebersicht der gesamten Literatur des In- und Auslandes. Nicht nur alle Bücher philosophischen Inhaltes sind mit bibliographisch genauem Titel (Verlag, Umfang, Format und Preis) angegeben, sondern es sind auch sämtliche grössere philosophische Zeitschriften aller Länder ausgezogen und die Abhandlungen in einzelnen Gruppen der Bibliographie eingeordnet, sodass eine übersichtliche, an Vollständigkeit kaum zu übertreffende Rubrizierung der philosophischen Weltliteratur erreicht ist. Von besonderem Werte sind noch die kurzen Inhaltsangaben des Herausgebers, oder die Selbstanzeigen der Verfasser, sowie die wichtigeren bisher erschienenen Rezensionen. Mit dem im Jahre 1916 erschienenen 6. Bande, der die Literatur der beiden Kriegsjahre 1914 und 1915 umfasst, ist es erreicht, dass die einzelnen Bände der Bibliographie stets im Herbst des Jahres zur Ausgabe kommen, der dem behandelten Literaturjahre nachfolgt. Da aber auf diese Weise auf manche wertvolle Arbeiten erst verhältnismässig spät hingewiesen wird, so bearbeitet die Redaktion der „Philosophie der Gegenwart“ seit April 1913 einen „Philosophischen Anzeiger“, der so schnell wie möglich auf die der Redaktion vorgelegten besonders beachtenswerten Neuerscheinungen hinweist. Möge das für Bibliotheken und Fachgelehrte unentbehrliche Werk, das allen billigen Wünschen in hervorragender Weise entspricht, überall die gebührende Beachtung und Unterstützung finden.

Fulda.

Dr. E. Hartmann.

¹⁾ Phil. Jahrbuch 27 (1914) 83 f.